

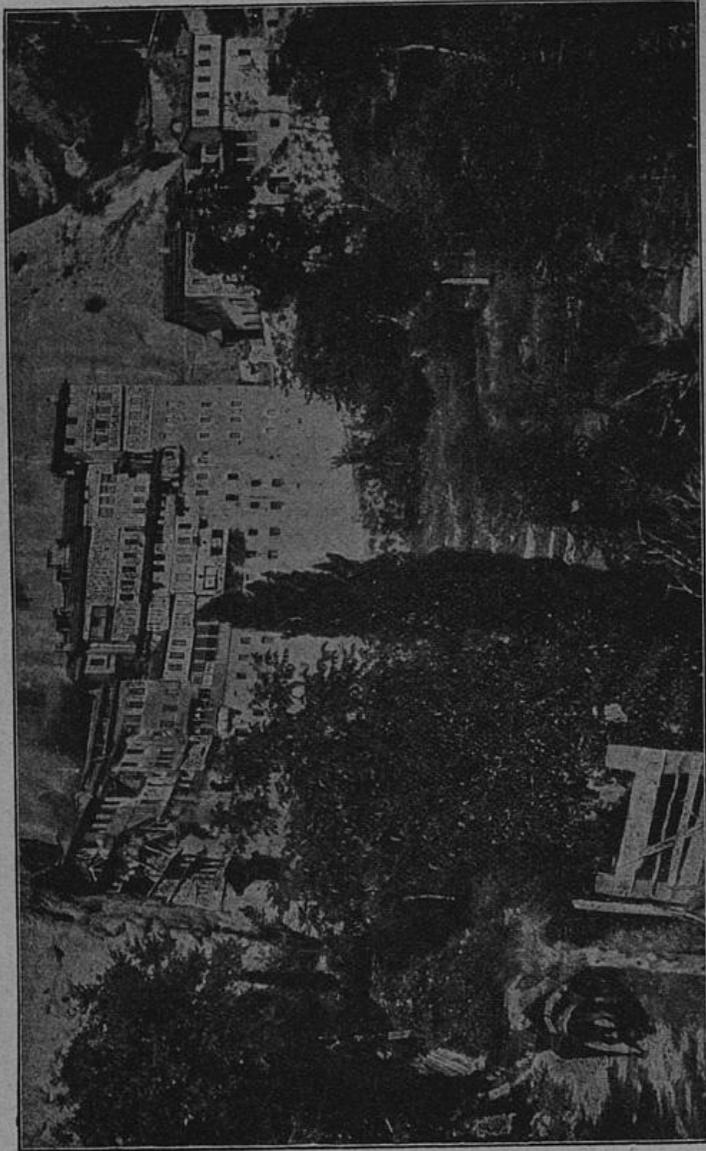
Griechische Reisebilder.

(Iter Olympicum.)

Von Professor Dr. Emil Gaar.



I*



Das Kloster Megaspilaton in Achaia (Peloponnes).

17. und 18. Mai 1910.

Warm strahlt die Morgensonne auf die kleine Provinzstadt nieder, welche heute den stolzen Namen Korinth führt. Trotz der frühen Morgenstunde herrscht schon reges, geräuschvolles Treiben in den Straßen; der Grieche geht auch heute noch zeitlich an sein Tagewerk. An den zahlreichen offenen Geschäftsläden drängen sich Neugierige und Kauflustige; sie zeigen sich der Beredsamkeit der Krämer gewachsen. Esel und Maultiere, mit Gemüse und anderen Lebensmitteln hoch bepackt, ziehen von Haus zu Haus; ununterbrochen rufen ihre Gebieter die Waren aus, jeder in ganz bestimmter Reihenfolge und mit eigenem Tonfall der Stimme; an der Individualität seines Rufs wird er von seinen Kunden erkannt; diese treten nun aus den Häusern, um ihre Einkäufe zu besorgen. Auch die schönen braunen Ziegen, über welche der Nordländer gewöhnlich zum erstenmal in Neapel staunt, fehlen in dem Straßenbild nicht. Ängstlich laufen sie durch das Gewühl und machen dann wieder auf das Gebot ihres Herrn vor einem Haustore halt; hier werden sie gemolken und so gelangt die Milch frisch ohne Austräger an ihre Abnehmer.

Neben den Landleuten in ihrer bunten Nationaltracht zeigen sich auch schon die europäisch gekleideten Städter und die schlanken, eleganten Offiziere. Sie schlendern über den Hauptplatz, die *Platía*, und die breiten Straßen oder sitzen in lebhaftem Gespräch vor den Kaffeehäusern, den *Kafenía*, deren Tische und Stühle sich weithin über Gehsteig und Straße ausbreiten. Man erwartet schon mit Spannung die Morgenblätter, welche der Frühzug aus Athen bringen wird. Dann gibt es wieder neuen Stoff, über die jüngste Wendung des *Κρητικόν ζήτημα* zu debattieren, seinem Unmut über die Haltung der *Δυνάμεις προστατίδες*, der Schutzmächte, in erregten

Die vorliegende zwanglose Schilderung zweier griechischer Reisetage will einem weiteren Kreise von Freunden des Griechentums ein möglichst treues Bild einer Fahrt durch das sonnige Hellas geben, welche reiche Gelegenheit bietet, die wechselvolle Schönheit der Landschaft zu bewundern, Lebensweise und Eigenart der Bewohner im unmittelbaren Verkehre zu beobachten und all die großen und kleinen Freuden und Leiden einer griechischen Reise kennen zu lernen. Mögen diese Erinnerungen an unvergeßliche Tage auch dazu beitragen, manche der irrigen Vorstellungen zu beseitigen, die auch bei nicht Fernstehenden noch immer über das heutige Hellas und seine braven Söhne verbreitet sind! — Die gelungene Aufnahme des Höhlenklosters Megaspiläon in Achaia stammt aus A. Philipppsons »Mittelmeergebiet« und wurde von der Teubnerischen Verlagsbuchhandlung in entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellt.

Worten Luft zu machen und so die Kriegsbegeisterung gegen den verhaßten *Τούρκος* neuerdings zu entflammen; Marathon und Salamis sind dabei noch immer wirksame Schlagworte: die Politik ist auch heute noch die schwache Seite der Hellenen.

Ruhig und ungestört kann der Fremde dieses lebhafte Treiben beobachten, in dem er sich sogar bald ganz wohl fühlt. Denn überall findet er das liebenswürdigste Entgegenkommen, ohne durch Zudringlichkeit oder Bettelei belästigt zu werden. Trotz seiner großen Armut hat das Volk seine Würde nicht vergessen; die schamlose Bettelei Italiens ist in Griechenland unbekannt, mag auch an manchen von Fremden stark besuchten Punkten das *Κύριε, παρακαλώ, ένα πεντάρι*¹⁾ nicht mehr ganz selten sein.

Die Stadt selbst, die ungefähr 5000 Einwohner zählt, macht einen netten, sauberen Eindruck; der an italienischen Schmutz gewöhnte Reisende wird in Griechenland meist angenehm überrascht. Breite, rechtwinkelig sich schneidende Straßen, neue, stattliche Häuser: alles zeigt, daß das heutige Korinth sehr jungen Ursprungs ist; die Stadt wurde ja erst vor ungefähr 50 Jahren angelegt, nachdem das elende Dorf, das eine Stunde landeinwärts auf dem Boden des alten Korinth gestanden, durch ein furchtbares Erdbeben zerstört worden war.

Eine der Hauptstraßen führt zum Meer hinaus, dessen dunkelblaue Fläche sich weithin vor unseren Augen ausbreitet. Unfern zur Rechten liegt die durch einen kreisrunden Molo geschützte Einfahrt in den korinthischen Kanal. Doch Korinth selbst hat keinen Hafen, nicht einmal eine Rhede, so daß selbst die kleinen griechischen Dampfer hier nicht zu halten pflegen. Dadurch ist die Stadt, die einst den stolzen Namen »bimaris« führte, die dem ganzen Meerbusen den Namen gab, von jedem Seeverkehr abgeschnitten und ausschließlich auf die Eisenbahn angewiesen, für welche sie allerdings ein wichtiger Knotenpunkt ist; hier ist die ins peloponnesische Hinterland, nach Argos—Nauplia, bzw. Tripolitza führende Bahn an die Hauptlinie Athen—Patras angeschlossen.

Inzwischen ist die Zeit der Abreise herangekommen. Schon erscheint auf der Höhe des Isthmos von weitem sichtbar der Zug, mit dem die Fahrt nach unserem Reiseziel — Olympia heißt es — fortgesetzt werden soll. Die Eindrücke des ersten Reisetages — die schöne Bahnfahrt von Athen längs der schroffen Felsenküste des inselreichen saronischen Meeres nach dem Isthmos, ein interessanter Ausflug zu den Ruinen des alten Korinth und die herrliche Rundschau von Akrokorinths steiler Höhe — waren ein verheißungsvoller Anfang der Wallfahrt nach Olympias ehrwürdiger Stätte. — Am Bahnhof wartet bereits der brave Theodoros, der mich gestern mit seiner Susta, dem landesüblichen zweirädrigen Karren, nach Paläokorinth geführt; mit einem herzlichen *Χαίρετε* überreicht der gute Bursch einen schönen Rosenstrauß, sein Abschiedsgeschenk.

¹⁾ Herr, ich bitte, ein 5-Leptastück (ungefähr 5 *λ*).

Bald durchfahren wir die fruchtbare Ebene, welche sich am Ufer des Meeres weithin nach Westen ausdehnt. Noch immer lenkt Akrokorinth den Blick auf sich, der majestätische kahle Burgfelsen mit seinem scharf umrissenen Profil, wie ein einsamer Vorposten des peloponnesischen Berglands in die Ebene vorgeschoben. Winzig klein erscheinen an seinem Fuß die Säulen des altherwürdigen Tempels; er ist noch immer das weithin sichtbare Wahrzeichen der einst so mächtigen Stadt, welche Erdbeben und die von Akrokorinth niedergegangenen Bergstürze unter einer hohen Decke von Schutt und Trümmern begraben haben; erst in jüngster Zeit hat auch hier der Spaten sein schwieriges Befreiungswerk begonnen.

Langsam schleicht die Bahn der Küste entlang, als wollte sie uns Zeit gönnen, alle Einzelheiten des wundervollen Bildes zu genießen. Soweit das Auge reicht, grünende, blühende Fluren; hier mattgrüne Olivenhaine mit alten, knorrigen Bäumen, dort das frische Grün endloser Wein- und Korinthenpflanzungen, welche von fruchtbeladenen Feigenbäumen umrahmt werden. Vereinzelt ragen dunkle, schlanke Zypressen mit nadelscharfer Spitze zum Himmel empor; sie verleihen dem lachenden Landschaftsbild einen düsteren, schwermütigen Zug. Die Berge des Peloponnes treten näher an die Küste heran und lassen bald nur mehr einen schmalen Streifen üppigen Gartenlandes frei, das von zahlreichen Gebirgsbächen reich bewässert wird. Durch ihre Täler dringt der Blick ins arkadische Bergland bis zu den hohen, schneebedeckten Spitzen des Ziriagebirges, des alten Hermesberges Kyllene. Mitunter drängen die steilabfallenden Berge das Geleise bis knapp an den Meeresrand hinaus; dann schweift der Blick über die weite tiefblaue Fläche des korinthischen Golfes, über welche Tausende kleiner silberner Wellen hinzuhuschen scheinen. Die reine, durchsichtige Luft rückt dem Auge die zahllosen Buchten der Nordküste näher, welche von den dunklen Gebirgen Mittelgriechenlands mit steilem Abfall in das Meer gebildet werden. Jetzt öffnet sich dort die große Bucht von Salona, dem alten Amphissa; aus den weiten Ölwaldungen, die sich hinter dem kleinen Hafentädtchen Itéa ausdehnen, windet sich, durch die Hänge der grünen Kirphis verdeckt, die Straße nach dem heiligen Delphi empor. Doch alles überragt der gewaltige Parnaß, dessen Gipfel, von blendend weißem Schnee bedeckt, herüberleuchten; niedrig erscheint zu seiner Rechten die breite Kuppe des Helikon, an den sich nach Osten die bewaldeten Höhen des Kithäron anschließen. Links vom Parnaß zeigt sich das Gewirr der hohen Berge Ätoliens, welche von den Schneegipfeln der mächtigen Kiona beherrscht werden. Und über diesem großartigen Bild ist ein Glanz und eine Klarheit gebreitet, die unser an Nebel und Dunst gewöhntes Auge stets mit neuem Entzücken erfüllen muß: es ist keine Übertreibung, wenn Gerhard Hauptmann die Achaiabahn zu den schönsten Bahnlinien der Welt rechnet.

Die zahlreichen Stationen, in denen der gemächlich dahinrollende Zug gewissenhaft hält, lenken den Blick auf die freundlichen Ortschaften der stark besiedelten Küste. Die Ankunft eines Zuges ist meist ein Er-

eignis für die ländliche Bevölkerung, welche sich in ihrer malerischen Tracht auf den Bahnhöfen einfindet. Fast überall hat man Zeit und Gelegenheit, eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen; die erste Rolle spielt hiebei der Rezinato, jener von Fremden so gefürchtete und vielgeschmähte Wein, der einen starken Zusatz von Kieferharz erhalten hat, um bei dem heißen Klima des Landes und dem Mangel an Kellern nicht zu verderben. Schließlich ist alles nur Gewohnheit; sosehr sich der Gaumen anfänglich gegen den bitteren Beigeschmack gesträubt hat, jetzt mundet ein Glas Rezinat schon ganz gut und in der Mittagshitze erweist es sich sogar als eine wirkliche Erfrischung.

So vergeht die lange Fahrt in angenehmem Wechsel und schon ist die erste Nachmittagstunde angebrochen. Nachdem die Stätte des längst verschwundenen Aigai homerische Erinnerungen geweckt, treten die Berge des Peloponnes wieder in einem weiten Rund zurück, eine fruchtbare Ebene umschließend; aus einem romantischen Felsentor des Gebirges bricht der Erasinos¹⁾ hervor, um mit seinen reißenden Fluten dem Meere zuzueilen. Wir sind in der Station Diákophtho, ungefähr in der Mitte der Strecke Korinth—Patras. Von hier soll uns eine kürzlich erbaute Zahnradbahn durch das Erasinostal aufwärts an das heutige Reiseziel bringen, das große Höhlenkloster Megaspläon, das man als den interessantesten Punkt des achaischen Berglandes rühmt.²⁾

Die beiden Wagen der Zahnradbahn sind schon größtenteils von einheimischen Fahrgästen besetzt — es gibt nur einen Zug täglich in jeder Richtung und nur eine Wagenklasse. Meist sind es Bauern und Tagelöhner aus Kaláwryta und Umgebung, dem Endpunkt der nur 22 *km* langen Strecke, welche den ersten Anfang einer Verbindung des arkadischen Hochlandes mit der achaischen Küste darstellt. Bereitwillig rücken sie zusammen, um den wenigen Fremden Platz zu machen. Mein Nachbar, ein rüstiger alter Mann, stellt sich als Agojat³⁾ vor und sucht mich für eine Tour ins Innere von Arkadien zu gewinnen. Da ich leider ablehnen muß, bittet er mich, wenigstens für den Weg in das $\frac{3}{4}$ Stunden von der Bahnlinie entfernte Kloster sein Pferd zu benützen, mit dem seine Tochter den Zug erwarten werde.

Langsam zieht die Bahn durch die fruchtbare Mündungsebene des Erasinos südwärts, in deren Oliven- und Korinthenpflanzungen kleine Landhäuser in blühenden Rosengärten versteckt liegen. Bald sind wir rings von hohen Bergen eingeschlossen. Enger und enger wird das Tal, steiler und felsiger die bewaldeten Hänge. Nun beginnt die wildromantische

¹⁾ Ich bezeichne diesen Fluß mit dem Namen, der im Altertum für seinen Oberlauf üblich war, während sein Unterlauf nach der unweit gelegenen Stadt Bura Buraikos hieß; heute nennt man ihn gewöhnlich nur den »Fluß von Kaláwryta«.

²⁾ Eine gute Detailkarte dieser Gegend findet sich bei Reichel-Wilhelm, Das Heiligtum der Artemis zu Lusoí. Jahreshefte des österr. arch. Inst. IV (1901), p. 9.

³⁾ ἄγωγάτης, die übliche Bezeichnung für den Führer, der bei Touren im Innern des Landes unentbehrlich ist.

Schlucht, welche sich der Erasinos durch das Randgebirge gebrochen hat. Turmhoch steigen die senkrechten Felswände auf, in der Tiefe tost der schäumende Fluß in seinem Felsenbett und die Bahn windet sich langsam auf schmalen Weg über Viadukte und durch Galerien und Tunnels aufwärts. Üppiges Grün und bunte Blumenpracht bedeckt jede Stelle, an welcher das Erdreich nur haften kann; einsam ragen alte Wettertannen auf schroffen Felsen zum Himmel empor, von dem oft nur ein kleiner blauer Streifen sichtbar ist.

Die Schlucht erweitert sich. Ein Hochtal, von steilen Hängen eingeschlossen, liegt vor unseren Augen; wir sind auf der kurzen Fahrt ungefähr um 600 m gestiegen. Niedrige, elende Hütten ziehen sich an der westlichen Berglehne hinauf; Zachlorú heißt das »Dorf«, die Station für das Kloster Megaspiläon, welches das neugierige Auge noch immer vergebens sucht. Wirklich wartet die Tochter des Agojaten schon mit dem Pferd auf etwaige Ankömmlinge. Rasch werden wir handelseins. Hitze und Beschaffenheit der Wege lassen in Griechenland auch für kurze Strecken einen Ritt ratsamer erscheinen als eine Fußwanderung; ein Fremder, der im Gebirge zu Fuß geht, gilt den Einheimischen, die sich trotz aller Armut meistens doch ein Reittier leisten, geradezu als verrückt. Meine Agojatin — sie führt den schönen Namen Alexandra — ist eine derbe Bauerndirne, für ihre 20 Jahre ungemein stark entwickelt. Gestalt und Züge zeigen nichts Griechisches. Nachdem ich die üblichen Fragen nach dem Woher und Wohin beantwortet, erzählt sie sofort stolz von ihrem Georgios, der jetzt Soldat sei, aber schon im nächsten Herbst abrüste; da soll dann gleich Hochzeit sein.

Inzwischen habe ich das *άλυον* bestiegen — so nennen die Griechen das edle Tier des Poseidon recht nüchtern, aber treffend. Das Reitzeug ist, wie gewöhnlich, in bester Verfassung: ein elender Holzsattel, von dem man selbst durch eine dicke Reisedecke hindurch jede Rippe spürt, Schlingen aus Hanfstricken als Steigbügel, ein Strick, um das Maul des Tiers geschlungen, als Zügel; diese Adjustierung schließt natürlich jede Führung durch Zügel- oder Schenkelarbeit vollkommen aus. Übrigens suchen sich die braven Gebirgspferde mit erstaunlicher Sicherheit selbst den besten Weg in dem oft pfadlosen Geröll; bei steilen Abfällen gehen sie zum großen Unbehagen des Reiters stets am äußeren Rand und tun auch sonst, was sie wollen: eine Französin, die vor uns mit ihrem Gatten den Berg hinanreitet, wird von ihrem Maultier in höchst ungalanter Weise abgesetzt; schon nach wenigen Schritten legt sich das bei der Hitze offenbar übel gelaunte Tier samt seiner machtlosen Reiterin einfach zu Boden. Wir überholen sie und flink geht es auf dem steinigen, holprigen Pfad aufwärts, der an dem östlichen Talhang durch dichten Buschwald zum Kloster hinaufführt.

Plötzlich wird nach einer Wendung des Wegs der Ausblick nach aufwärts frei. Ein überraschendes Bild läßt uns unwillkürlich haltmachen. Eine ungeheure graue Felswand steigt hoch oben am Ende des dicht-

bewachsenen Hangs, auf dem wir stehen, senkrecht empor, Hunderte von Metern hoch und breit; in einen scharfen Winkel der Wand eingebettet, erhebt sich ein mächtiger Bau, wie angeklebt an die Felsenmauer: das Kloster Megaspiläon. Es scheint nur aus einer riesigen, weißen Frontmauer zu bestehen, welche die graue Felswand weithin verdeckt und in vielen Stockwerken emporragt, von unzähligen Fenstern und Galerien durchbrochen. Nicht ein Kloster scheint es zu sein, eher ein vielstöckiges altes Stadthaus, das, von Zauberhand in den Felsberg eines Alpentals versetzt, nur mit seiner Vorderseite aus der Felswand herausragt. Über den schmalen Dächern des Klostergebäudes steigt die dunkle Wand mindestens noch doppelt so hoch empor, die Felsmassen hängen sogar über, so daß sie über dem Kloster zu schweben scheinen. In der weiten Wandfläche ober dem Klosterbau zeigt mir meine Führerin drei riesige Kreuze, welche die frommgläubigen Bewohner der Umgebung in den Rissen und Sprüngen des Gesteins zu erkennen glauben. Zwei starke Wachtürme krönen die Felswand, die sich mit einer scharfen Linie vom blauen Hintergrund des Himmels abhebt; drohend schauen sie ins Tal herab und verleihen dem ganzen Bild einen festungsartigen Charakter.

Rasch setzen wir unseren Weg fort, die blühenden, reich bewässerten Gartenanlagen hinan, welche aus dem steilen, steinigen Hang von fleißiger Menschenhand geschaffen wurden. Zwischen dichten Lorbeerhecken, uralten Ölbäumen und schlanken Zypressen hindurch winkt immer wieder das schon so nahe scheinende Ziel herab. Doch dieser Schein trägt in der klaren griechischen Luft; es dauert noch geraume Weile, bis wir auf dem Schlangenweg die Höhe des Klosters erreichen, das gut 300 m über der Talsohle liegt. Endlich stehen wir vor dem Eingang der Klosterherberge, des Xenodochions; es ist ein einstöckiges, freistehendes Haus, rechts von dem Hauptgebäude errichtet. Einem romantischen Triebe folgend, habe ich mich entschlossen, die Gastfreundschaft des Klosters in Anspruch zu nehmen und für eine Nacht auf westeuropäische Kultur zu verzichten, welche ein jüngst in der Nähe erbautes Hotel dem Reisenden bietet. Die Ankunft eines Fremden erregt allgemeines Aufsehen; einige Mönche erscheinen vor dem Tor und an den Fenstern des Klosters und blicken neugierig herüber. Ich verabschiede die Agojatin und betrete die Holzveranda der Herberge, wo mich der Xenodóchos, der das Amt des Fremdenwarts versiehende Mönch, empfängt. Ein schöner junger Mann mit wallendem braunen Bart; sein langes Haupthaar ist in einen kunstvollen Knoten geschlungen, — unwillkürlich denkt man an den altattischen κρωβύλος — der lange schwarze Talar und die hohe schwarze Kopfbedeckung, ein Zylinder ohne Krempe, verleihen seinem Aussehen eine feierliche Würde, die auch sein ganzes Gebaren beherrscht. Langsam breitet er die Arme aus und spricht mit tiefer, wohlklingender Stimme den schönen griechischen Willkommenruß: Καλῶς ὄρισατε!¹⁾ Das Theatralische dieser Szene wirkt so befremdend,

¹⁾ Eigentlich: Ihr trafet (durch Euer Kommen) eine gute Bestimmung = Willkommen!

daß die übliche Erwiderung: *Καλῶς ἡύραμε!*¹⁾ nicht gleich über meine Lippen will. Doch bald weicht diese Steifheit einer ungezwungenen Freundlichkeit. Lächelnd bejaht er meine Frage, ob Unterkunft zu haben sei, und führt mich in ein großes Zimmer, in welchem sich bereits andere Schlafgäste eingefunden haben: bettelarme Gebirgler, denen die Klosterherberge auf ihrer Wanderung ein erwünschtes Obdach gewährt. Mehr als diese Zimmergenossen ruft der Schlafraum selbst ein Gefühl lebhaftesten Unbehagens hervor. Kahle, schmutzige Wände, ein schwarzer Bretterboden, in der Mitte ein großer Tisch, Schlafstellen rings an den Wänden, sonst nichts. Und diese Lagerstätten! Ihr Anblick weckt düstere Erinnerungen an die schweren Kämpfe der letzten Nacht in Korinth, wo ich wie der arme Strepsiades rufen konnte: *δάκνουσι μ' ἐξέρποντες οἱ κορ—ίνθιοι!* Sollten die Geister der Erschlagenen Rache fordern, die, auf Nadeln gespießt, heute als Trophäe den Frühstückstisch zierten, um so den Hotelier auf seine teilnahmevolle Erkundigung, wie ich geruht, eine stumm-beredete Antwort zu geben? Wie schön wäre es jetzt in einem gemütlichen Hotelzimmer! Ich beginne meine Abenteuerlust zu verwünschen. Doch die erbetene Gastfreundschaft nun plötzlich zu verschmähen, ist einfach undenkbar: mit einem stillen *δὲν πειράζει!*²⁾ ergebe ich mich in mein Geschick. Und schon wartet der gute Bruder Wirt einen kleinen Jausenimbiß auf, schwarzen Kaffee alla Turco mit einer Tasse Confiture, eine mir neue Zusammenstellung.

Doch nun schnell hinüber zu der interessanten Felsenburg, welche die Neugierde mächtig anlockt. Einer der Mönche, die zahlreich auf der Terrasse erschienen sind, übernimmt bereitwilligst die Führung. Deutlich erkennt man in unmittelbarer Nähe, daß der ganze merkwürdige Bau in einer riesigen Höhle darinsteckt, — daher der Name *Μέγα σπήλαιον* — welche sich nach den gewöhnlichen Angaben bei einer Höhe von 40 und einer Breite von 60 *m* 30 *m* tief in die Felswand erstreckt. An ihrem unteren Ende wird sie in ihrer ganzen Breite von einer mächtigen Stützmauer abgeschlossen; diese bildet zugleich die Grundlage für die Gebäude, die sich in vielen Stockwerken erheben; an dem höchsten Teil des Baues zählt man neun Fensterreihen. Regellos scheinen die Stockwerke übereinandergeschachtelt zu sein, vorspringendes Dachwerk, von langen Holzbalken gestützt, ist neuerdings planlos überbaut worden, stufenförmig verlaufende Dächer schließen diese Zubauten ab, über denen sich die überhängenden Felsmassen auftürmen. Die zahllosen Fenster der Zellen sind ohne jede feste Ordnung verteilt; hie und da durchbricht eine offene Holzveranda das Mauerwerk, das alle möglichen Farbenabstufungen vom blendenden Weiß bis ins schmutzige Grau aufweist: ein malerisches Wirrwarr von Licht und Dunkel, von Flächen und Linien, von Stein und Holz; alles

¹⁾ spr. *ivrame*: Gut, daß wir Euch fanden.

²⁾ *dhen* (= *οὐδὲν*) *pirási* = es macht nichts, ein Ausdruck völliger Gleichgiltigkeit, welchen der Griechen bei jeder Gelegenheit gebraucht, sehr oft in fatalistischem Sinn, um ruhige Ergebung ins Unvermeidliche auszudrücken.

zeigt, daß der seltsame Bau erst durch allmähliche Erweiterungen seine heutige Gestalt erhalten hat; der Grundstock des jetzigen Gebäudes stammt aus dem 17. Jahrhundert, wo das uralte Kloster nach einem großen Brand wiederhergestellt wurde.

Durch das alte Haupttor betreten wir das Innere und schreiten durch winkelige, finstere Gänge treppauf, treppab, in den Berg hinein. Endlich stehen wir vor der schön verzierten Tür der Kirche, welche im Schoß der Riesengrotte gelegen ist. Spärliches Kerzenlicht erhellt den dunklen, kühlen Raum der reich mit Gold und Silber geschmückten byzantinischen Kirche. Im flackernden Schimmer unterscheidet man einen kostbaren Schrein, welcher das Kleinod des Klosters birgt, ein uraltes, fast nicht mehr erkennbares Wachsbild der Gottesmutter mit dem Jesusknaben. Es ist, so erzählt die Klosterlegende, ein Werk des heiligen Lukas; nachdem es drei Jahrhunderte lang in der Höhle unter dichtem Epheugebüsch verborgen gewesen, wurde es zufällig von der Hirtin Euphrosyne gefunden. Nun gründeten zwei fromme Brüder im Verein mit dieser an Ort und Stelle ein Kloster, das durch die Wunderkraft seines kostbaren Besitzes bald große Berühmtheit erlangte. So die Legende des Wunderbilds, welches sich noch heute in weiten Kreisen einer grenzenlosen, ja abgöttischen Verehrung erfreut.

Wir verlassen die sagenumwobene Stätte und freundlich zeigt der Mönch die übrigen Sehenswürdigkeiten des Klosters. Eine der Holzgalerien, zu der man über steile Holztreppe emporsteigt, bietet einen prachtvollen Rundblick auf den hohen Wall der das Erasinostal umschließenden Berge. Stolz erzählt mein Führer von den Heldentaten des Klosters im Befreiungskampf gegen die Türken; die Erhebung nahm ja gerade in dieser Gegend ihren Anfang. Durch Freischaren verstärkt, verteidigten die Mönche ihre natürliche Festung erfolgreich gegen die Truppen Ibrahim Paschas. Ihr Gewehrfeuer schlug alle Angriffe des Feindes ab, der nur über den exponierten Steilhang herauf vordringen konnte; und auch die Felsblöcke, welche die Türken von der Höhe der Wand auf das Kloster herabschleuderten, konnten die durch die überhängenden Felsen geschützten Gebäude nicht beschädigen; bald mußten die Türken ihre erfolglosen Versuche aufgeben.

Mit dieser ruhmvollen Vergangenheit steht freilich der gegenwärtige Zustand des Klosters nicht recht in Einklang. Die schmalen Holztreppe, die in schwindelnde Höhe emporführen, sind oft morsch und verfallen, die Mauern zeigen Risse und Sprünge, die man nur notdürftig zusammenflickt, die Zellen starren von Schmutz und Verwahrlosung; überall ein Bild traurigen Verfalls.

Auch die Zahl der Mönche, die einst 300 betrug, ist jetzt ungefähr auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Sie führen in ihrer Zurückgezogenheit von der Welt ein recht beschauliches Leben. Gelehrsamkeit und Bildung findet man bei ihnen gewöhnlich nicht; im Gegensatz zu ihren wissensdurstigen, lernbegierigen Landsleuten beherrschen sie meist nicht einmal

eine fremde Sprache. In Seelsorge und Krankenpflege leisten sie nichts; ihre Beschäftigung besteht neben gottesdienstlichen Verrichtungen hauptsächlich in der Verwaltung ihres Privatbesitzes, der ihnen in einem bestimmten Anteil am Klostergut gewahrt bleibt. Auch der einst sehr große Reichtum des Klosters hat beträchtlich abgenommen, eine Folge des wirtschaftlichen Aufschwungs des jungen Königreichs. Trotzdem betragen die jährlichen Einnahmen aus den sogenannten Metochien, dem Grundbesitz an Ländereien und Hausbesitz in den Städten, noch immer über 50.000 Drachmen und Megaspiläon ist auch heute noch eines der bedeutendsten Klöster Griechenlands, ja überhaupt der ganzen griechischen Kirche.

Die Abendsonne lockt aus den unfreundlichen Räumen hinaus in die herrliche Umgebung des Klosters. Soweit der Blick reicht, stark bewaldete Hänge, in denen die Klosterfelswand eingebettet liegt. Das frische Grün mächtiger Tannen erquickt das Auge; mit Freuden genießt man endlich wieder den traulichen Reiz eines heimatlichen Bergwaldes, den man bei aller Schönheit der Linien und Farben der kahlen griechischen Felsenlandschaft schon so lange schmerzlich vermißt. Ein bunter Teppich, reich durchwirkt mit dem grellen Rot wilder Mohnblumen, bedeckt den Boden, den zahlreiche Quellen durchrieseln. Ein leidlicher Weg führt aufwärts zu einer Waldblöße. Schon zeigen sich im Süden die hohen Gipfel der arkadischen Berge, welche die sinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen vergoldet. Amseln stimmen ihr Abendlied an, eine Nachtigall klagt in melodischen Tönen, aus dem Tal herauf dringt die einfache Weise einer Hirtenflöte, die Glocken der heimziehenden Herden läuten friedlich den Abend ein. —

Im Schlafraum der Herberge erwartet den fremden Gast der für ihn allein nett gedeckte Abendtisch. Piláphi, ein türkisch zubereiteter Reis, der in Hellas unentrinnbare Hammel, *ἀρνάκι* genannt, Schafkäse, Orangen, dazu roter Rezinat und schließlich schwarzer Kaffee bilden das reichliche Menu, welches alle stillgehegten Befürchtungen Lügen straft. Draußen auf der Veranda erhalten die einheimischen Klostergäste ihr bescheidenes Abendbrot. Gern nehmen sie den *ξένος* in ihren Kreis auf; ein erstauntes *ὄμιλεϊ ῥωμαϊκά*¹⁾ — die guten Menschen betrachten es als eine fast unglaubliche persönliche Ehre, wenn man ihre Sprache kennt — und ihre Freundschaft ist gewonnen. Und sofort beginnt ein endloses Fragen, das lebhaft an das Homerische *τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν* erinnert; doch die Neugierde der heutigen Hellenen ist noch viel, viel größer. Namen, Alter, Beruf, ob verheiratet, ob ledig, Eltern, Geschwister, ob die Schwestern schon verheiratet sind — denn früher darf auch der Bruder nach ihrer Rechtsanschauung nicht heiraten — kurz alles, selbst die intimsten Familienangelegenheiten, ist Gegenstand ihrer brennendsten Wißbegierde. Dann wieder: »Woher bist du?« (schon nach wenigen Worten sind sie beim vertraulichen »Du« gelangt) »Wie weit ist es dahin? Ist Österreich groß? Hat Wien mehr Einwohner als Athen?« (das die meisten von ihnen noch nie

¹⁾ Er spricht »Griechisch«; *ῥωμαϊκά* ist noch eine Erinnerung an das oströmische Reich.

gesehen haben!) »Wie heißt euer βασιλεύς? Habt ihr soviel Soldaten wie wir?« kurz, nach allem Erdenklichen fragen sie mit einer urdrolligen Naivität den Fremden, den sie natürlich für unermesslich reich, für einen Λόρδος halten. Und trotzdem keine Bettelei; im Gegenteil, sie fühlen sich sogar zur Gastfreundschaft verpflichtet: ein Glas Wein wird aufgewartet und mit einem herzlichen Jássu!¹⁾ angestoßen.

Vom Kloster dringen leise die Abendlieder der Mönche herüber, eine eintönige Begleitung unserer lebhaften Unterhaltung. Jetzt verstummen sie. Die Klosterglocke verkündet die neunte Stunde. Alles geht zur Ruhe. Mit banger Sorge sehe ich der Nacht entgegen. Doch eine freudige Überraschung beschließt den schönen Tag. Ich bekomme ein eigenes reines Zimmer in einem nahen Häuschen, in welchem der junge Klosterlehrer wohnt: sein freundliches Καλή νύχτα²⁾ geht in Erfüllung. — —

Der junge Tag ist angebrochen; unsere Bergseite liegt noch im Schatten, während die Höhen gegenüber schon im Glanz der Morgensonne leuchten. Das Verlangen, die Bergwelt Arkadiens zu schauen, treibt hinaus, empor. Eine schöne Wanderung im kühlen Morgen führt vom Kloster durch den Tannenwald auf gebahnten Wegen aufwärts auf den Höhenkamm, dann geht es in kurzer beschwerlicher Kletterei über Felsen und Gerölle hinauf ans Ziel, den höchsten Gipfel des Gebirgszugs, welcher das Erasinostal im Osten begleitet.

Ein Fernblick von einer unbeschreiblichen Pracht tut sich hier auf. In weitem Rund liegen die hohen Berge Arkadiens ausgebreitet, ein unabsehbares Meer von Gipfeln, aus dem ganz nahe zur Linken, im Südosten, ein mächtiger Riese hervorragt. Blendend weißer Schnee bedeckt bis tief herab die Seiten seines scharfkantigen Giebels, der aus dem dunklen Grün einer bewaldeten Kuppe herauszuwachsen scheint. Es ist der Chelmos, einer der höchsten Gipfel Arkadiens (2355 m), das alte Aroaniagebirge; in einer seiner wilden nördlichen Schluchten findet sich der berühmte Wasserfall der Styx, welcher die Phantasie der Alten so mächtig angeregt. Dann schweift der Blick über eine ununterbrochene Kette von Felsbergen, an deren schroffen Wänden der Schnee keinen Halt findet; im fernen Westen erscheint das Olonosgebirge, der alte Erymanthos. Die östlichen Ausläufer dieses Massivs senken sich uns gegenüber mit steilen Hängen in das tief eingeschnittene Tal des Erasinus zu unseren Füßen, das sich im Süden zu einer kleinen Ebene erweitert. Hier zeigen sich die Häuser von Kaláwryta, das seinen modernen Namen »Schönbrunn« von dem Quellenreichtum seiner alpinen Umgebung erhalten hat. Da lag einst Kynaitha, die nördlichste Stadt des alten Arkadien. Ihre Bewohner waren, wie Polybios³⁾ erzählt, wegen des rauhen Gebirgsklimas (!) ganz verwildert und sittlich verwahrlost, bis endlich die Ätoler an ihnen ein schreckliches Strafgericht

¹⁾ Verkürzt aus ὑγιαίνῃ σου = auf deine Gesundheit!

²⁾ Kaliníhta = gute Nacht.

³⁾ IV, 21.

vollzogen. Herüber erhebt sich aus dem Erasinostal unser Höhenzug; tief unten erscheint die Klosterfelswand, noch immer im dunklen Schatten. Die dichtbewaldeten Hänge steigen steil empor bis zu unserem Kamm, um ostwärts sofort wieder Hunderte von Metern tief in eine wilde Felsschlucht abzustürzen. Sie öffnet sich, wie das Erasinostal, nach Norden; durch diese beiden Riesentore erscheint rechts und links von unserem sich weit vorschiebenden Felskamm ein breiter tiefblauer Streifen, das korinthische Meer, im Hintergrund die schneebedeckten Berge Mittelgriechenlands; aus weiter Ferne grüßt der prächtige weiße Doppelgipfel des Parnaß herüber. Ein Rundgemälde von unerschöpflichem Bilderreichtum, ganz in Sonnenglanz und Farbenfülle getaucht, so daß jeder einzelne Zug mit wunderbarer Klarheit und plastischer Schärfe hervortritt: ein Alpenpanorama unter griechischem Himmel, in griechischer Sonne! Fast zweifelt man, ob diese Schönheit Traum oder Wahrheit ist.

Doch unerbittlich drängt die Zeit zum Aufbruch. Nach raschem Abstieg erfolgt der Abschied von dem freundlichen Kloster; der Pater Fremdenwart nimmt unter herzlichen Wünschen für eine gute Weiterreise abwehrend das übliche Entgelt für die gastliche Aufnahme entgegen. Bald ist das einzigartige Megaspiläon dem Blick entschwunden; die Erasinobahn führt uns aus dem unvergeßlichen Hochgebirgstal wieder rasch ans Meer hinab.

Drückende Mittagshitze lagert über der achaischen Küste, längs welcher wir langsam nach Westen weiterrollen. Nach langer Fahrt ist Patras erreicht. Einförmig dehnt sich die große Handelsstadt vom Hafen bis an den Fuß der kahlen Höhen aus, welche ein altes Kastell krönt. Eine lärmende Horde von Hoteldienern, Gepäcksdienern, Barkenführern stürzt sich in den Zug, der auf offener Straße hält. Das sind gewöhnlich die ersten griechischen Eindrücke des Fremden, der vom Okzident kommt und hier zum erstenmal griechischen Boden betritt; kein schöner Empfang, den Griechenland den hochgestimmten Erwartungen bereitet. So mancher fällt wohl beim Anblick dieser zweifelhaften Gestalten ein vernichtendes Urteil über die Nachkommen der alten Hellenen — mit Unrecht; sieht er hier doch nur das Gesindel, das in allen großen Hafenstädten des Südens sein Unwesen treibt.

Man ist herzlich froh, als die Fahrt endlich wieder fortgesetzt wird durch grünes Gartenland entlang dem schönen Golf von Patras. Bald tritt die Bahn in einem weiten Bogen nach Südwest in die Ebene von Elis, an deren Westrand wir nun stundenlang längs des jonischen Meeres dahinfahren. Im blauen Duft erscheinen, Felsriffen gleich, die jonischen Inseln, Ithaka und Kephalaria; die Berge des nahen Zakynthos begleiten uns geraume Zeit auf unserer Fahrt. Zur Linken erstrecken sich meilenweit die elischen Fluren, die einzige große Tiefebene Griechenlands. Ausgedehnte Getreide- und Korinthfelder bedecken den Boden. Aber noch scheint seine Fruchtbarkeit nicht voll ausgenutzt. Weite Strecken sind noch unbebaut; sie bilden gute Weideplätze für die zahlreichen großen Viehherden,

die, von Hirt und Hund bewacht, hier friedlich grasen. Dann folgen wieder große Eichenwaldungen; man staunt über die uralten, gewaltigen Bäume. In weiter Ferne begrenzt eine Hügelkette die Ebene, die letzten Ausläufer des arkadischen Berglands; allmählich steigt hinter ihr das Gebirge empor, um in den mächtigen Schneegipfeln des Erymanthos einen imposanten Abschluß zu finden.

Meine freundlichen Reisegefährten, biedere Bürger aus den kleinen Städten der Umgebung, machen mich auf einen Hügel aufmerksam, der am Fuß des Randgebirges kegelförmig aus der Ebene hervorragt. Er trug im Altertum die Akropolis von Elis, der mächtigen Hauptstadt des ganzen Gebiets. Diese hat soeben für die Bewohner der Gegend ein neues, lebhaftes Interesse gewonnen. Vor wenigen Wochen begann hier das österreichische archäologische Institut die Ausgrabung der antiken Stadt; sie bildet jetzt den ausschließlichen Gesprächsstoff des ganzen Coupés. Alles zeigt eine rührende Begeisterung für das Unternehmen, welches, wie die guten Leute in kindlichem Optimismus hoffen, selbst die großen Erfolge der deutschen Grabungen in Olympia in Schatten stellen wird. Ja, einige anwesende Bürger von Gastuni und Amalias, zweier an der Bahn gelegener kleiner Städte, beginnen sofort einen lebhaften Streit, welcher Ort Ausgangspunkt der neuen Zweigbahn sein wird, welche die schaulustigen Fremden an die Ausgrabungsstätte führen soll! — Mit solchem Eifer hat man wohl auch einst um die Heimat Homers gestritten. —

Im Westen sinkt der Sonnenball prächtig ins Meer. Dunkel breitet sich über die weite Ebene. In Pyrgos besteigen wir die Seitenbahn, die uns durchs Alpeiostal aufwärts an das nahe Reiseziel bringen soll. Bald gießt der Mond seinen weißen Schimmer über das breite fruchtbare Tal und die grünen Hügel; silbern erglänzt die weite Wasserfläche des ‚heiligen‘ Alpheios. In den Korinthengärten blitzen weit und breit Tausende von kleinen Lichtern auf, um sofort wieder zu verlöschen; Johanniskäfer geben dieses eigenartige Feuerwerk zum besten. Grillen zirpen ihr schrilles Konzert und laut tönt vom Fluß her das freche Brekekekex-Koax der Frösche in die milde Frühlingsnacht hinaus. Ein liebliches, sanftes Tal, das an eine traute heimatliche Hügellandschaft erinnert, das ist die Stätte, welche sich der olympische Zeus zu seinem Wohnsitz auserkoren, welche mehr als ein Jahrtausend lang ganz Hellas zur Festesfeier versammelt sah. Vernichtet ist die stolze Herrlichkeit, die Menschenkunst hier geschaffen: die schlichten Werke der Natur haben allen Stürmen siegreich widerstanden. Noch immer blicken die olympischen Hügel hernieder auf die jetzt so stillen Fluren, welche das Glück tiefsten Friedens atmen. Seliger Friede erfüllt auch das Menschenherz: so betritt der Pilger Olympias heiligen Boden.